

**Am Erker Zeitschrift für Literatur Nr. 88**

# **Das will ich auch**

**Literarische Lebensentwürfe**

**Daedalus Verlag**

Anja Hirsch

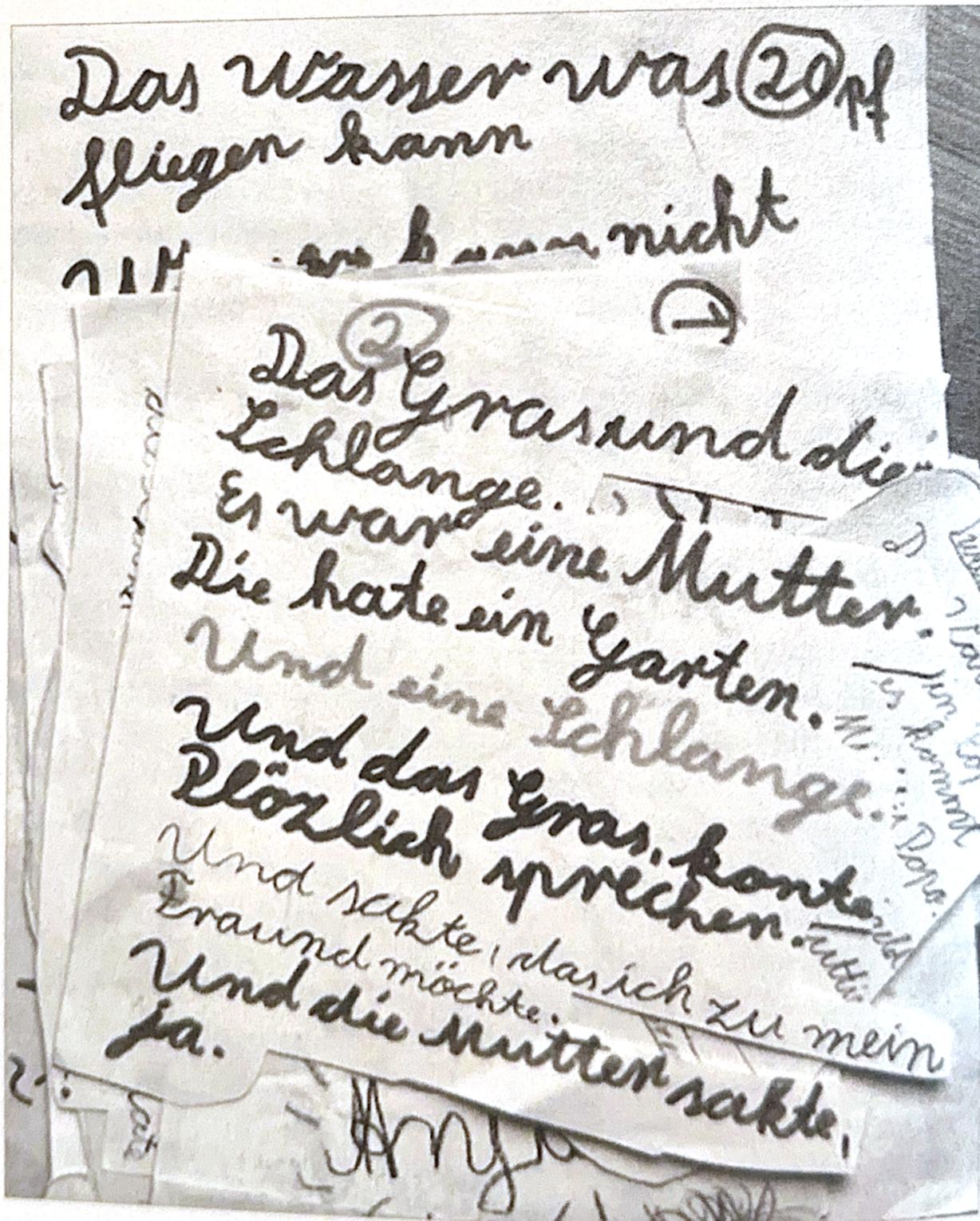
## Langeweile, dreifarbig

Da ich erst mit 50 meinen ersten Roman veröffentlichte, bin ich beruhigt, ein Beweisstück früher Autorinnenschaft vorlegen zu können. Im Grundschulalter schrieb ich ohne Hemmung. Die Geschichten waren kaum mehr als eine halbe Seite lang, das Produkt eines mich quälenden Gefühls der Langeweile und mindestens dreifarbig. Die Sommer waren lang, heiß und leer. Die Fasermaler, mit denen ich schrieb, erzählten von Teddybären, von sprechenden Häusern, die ausrissen, oder von Raketen. In Sachen Dramaturgie war ich unbedarft und machte meist schnellen Prozess. Eine

meiner frühesten Fasermaler-Geschichten heißt „Das Wasser was fliegen kann“.

Wasser kann nicht fliegen. Aber die Geschichte, die ich euch jetzt erzähle, heißt WASSER FLIEGEN. Plötzlich kann das Wasser fliegen. Es flok hoch zu den Schwalben. Die Schwalben flokten fort.

Meine ersten Geschichten gebärden sich wie schlechte Witze. Sie haben keine Pointe, tun aber so, als hätten sie eine. Sie mogeln. Und genau deshalb habe ich sie sehr gern. Auf einer ihrer oberen Ecken steht jeweils



eine kleine Zahl. Eine Zwei, eine Fünf, eine Zehn, eine Zwanzig. Sie bestimmte den Pfennigpreis, den die jeweilige Geschichte kosten sollte. Wie andere kleinere Basteleien, Scherenschnitte, Kastanienmännchen wollte ich die Geschichten bei uns auf der Straße verkaufen. Der schwarze Teer dampfte an dem heißen Tag. Auf einem kleinen Tisch lagen meine ersten Geschichten sorgfältig ausgelegt wie schmackhafte Kuchenstücke. Aber niemand kam vorbei. Schließlich erbarmte sich meine Mutter und kaufte mir ein paar ab. Mein erstes mit dem Schreiben verdientes Geld.

Auch in der Schule war mir oft langweilig, und ich fing an, mich mit meiner Freundin und Sitznachbarin zu unterhalten. Wir taten es lautlos und auf Papier. Wir schoben den karierten Zettel in großem Einverständnis hin und her und schrieben abwechselnd. Zuerst von der Langeweile, wovon sonst. Dann ausführlich vom Trinken, das wir gerade erst für uns entdeckt hatten. Die Liebe hingegen, die beiden uns zugetanen Jungs, handelten wir rasch ab. Es gab Wichtigeres: „Du, mir gefällt der *Demian* immer besser!“ Wir fachsimpelten ein bisschen über das Buch, das wir beide lasen, und zitierten locker aus dem Handgelenk. Es sprach uns an, wir fühlten uns gemeint, es ging ja um Selbstvertrauen, und daran arbeiteten wir gerade. Wir kamen überein, dass *Demian* die anziehendere Figur war. Der Zettel ruhte ein paar Minuten solidarisch nickend zwischen uns. Zeit genug, dass ich eine neue Erfahrung festhalten konnte:

„Sich schriftlich zu unterhalten, ist effektiv.“ Es muss nach dieser Einsicht noch etwas mehr Zeit vergangen sein. Vielleicht hatte es zur kleinen Pause gegongt, wir liefen treppab auf den Schulhof und wieder im Pulk drängelnd treppauf, um nach Beginn der nächsten Stunde unseren Schriftwechsel fortsetzen zu können. Es wird mich Mut gekostet haben, meiner Freundin sodann frisch aufgeräumt das folgende Geständnis gemacht zu haben:

„Du, ich will wirklich mal ‚was‘ schreiben, einer anderen Person unsere Gedanken in den Kopf legen.“

Statt hemmungsloses Drauflos-Schreiben also erste, offizielle Absichtsbekundungen. Offenbar hält sie die eigenen Gedanken für würdig genug, Teil eines Textes zu sein. Es kann aber auch sein, dass sie sie im Munde einer Figur besser aufgehoben sieht. Die Fiktion als Gedanken-Versteck.

Die junge Frau, die ich gut kenne, schreibt dennoch lange im Geheimen und noch unregelmäßig. Kurzprosa, Notizen, festgehaltene Details. Zu veröffentlichen, kommt ihr lange nicht in den Sinn. Sie studiert Germanistik und Musikwissenschaften, danach geht es direkt ins Zeitungsvolontariat. Es folgen Familiengründung und Kinderphase sowie Bindung an ein Großprojekt: Die erste Dissertation zu Wilhelm Genazino entsteht. In der wenigen freien Zeit arbeitet sie als Rezensentin. Besucht im weiteren Umkreis mit viel Leidenschaft Theater- und Opernpremierer. Liest und bespricht Bücher, als gelte es ihr Leben. Um die Ausdauer für einen eigenen Roman aufbringen zu können, braucht es die Geschichte, die wirklich erzählt werden will. Die Großmutter ist mehr Dämonin als reales Vorbild. Sie wird die Dora aus meinem Roman „Was von Dora blieb“.

„Man muß seine Langeweile in seinem eigenen Ich spazieren führen, damit sie mit den Ideen über sich selbst vertraut wird“, sagt Wilhelm Genazino. Aber es gehört noch so viel mehr dazu, um das Schreiben in den Mittelpunkt des Lebens zu stellen. Ich bewundere die kleine Geschichten-erzählerin von damals. Ihren Mut, sich einfach mit selbst Geschriebenem auf die Straße zu setzen und dafür sogar Geld zu verlangen. Inzwischen schreibe ich regelmäßig und verfüge über die Ausdauer, die sie nicht hat. In meinen Schreibkursen mache ich anderen Mut, der eigenen Stimme zu vertrauen. Das hätte ich selbst viel früher gebraucht. Denn Schreiben heißt, sich zu verstecken und gleichzeitig zu zeigen. Ein mit nichts zu vergleichendes Abenteuer, das ich nicht mehr missen möchte.